

Sonderdruck aus

Das
literarische Leben
der
Mehrsprachigkeit

Methodische
Erkundungen

Herausgegeben von
TILL DEMBECK
ANNE UHRMACHER

Universitätsverlag
WINTER
Heidelberg
2016

Inhalt

TILL DEMBECK UND ANNE UHRMACHER	
Vorwort: Erfahren oder erzeugt?	9
<i>Zum literarischen Leben der Sprachdifferenz</i>	
LAWRENCE A. ROSENWALD	
On Linguistic Accuracy in Literature	19
ESTHER KILCHMANN	
Alles Dada oder: Mehrsprachigkeit ist Zirkulation der Zeichen!	43
TILL DEMBECK	
Mehrsprachigkeitsphilologie leben	65
<i>Friedrich Wilhelm Genthe und Yoko Tawada</i>	
IRINA A. DUMITRESCU	
Literary Multilingualism in Everyday Life	95
<i>The Case of Early Modern Vulgaria</i>	
CAROLINE MANNWEILER	
Erfahren und erzeugt: Sprachdifferenz im Werk Becketts	115
EUGENIA KELBERT	
Joseph Brodsky's Supralingual Evolution	143
DIRK WEISSMANN	
Vom Sprechen mit zwei Mündern	165
<i>Inszenierte Sprachverwirrung und präbabilonisches Fremdverstehen in Yoko Tawadas zweisprachigem Theaterstück Till</i>	

ANNE UHRMACHER

Das Spiel mit Sprachdifferenz in Texten populärer Lieder 195

TILL DEMBECK

Mehrsprachigkeitsphilologie leben

Friedrich Wilhelm Genthe und Yoko Tawada

Wenn, wie Niklas Luhmann behauptet, wissenschaftliche Methoden dazu dienen, kontrolliert die Produktion überraschender Ergebnisse zu ermöglichen,¹ dann kann es methodischen Erkundungen zumindest nicht schaden, sich auch scheinbar fernliegenden Gebieten zu widmen. Dies unternimmt der vorliegende Beitrag am Beispiel zweier Autoren, die auch einander recht fern zu stehen scheinen. Der erste dieser Autoren, Friedrich Wilhelm Genthe (1805–1866), ist relativ unbekannt. Er war als Gymnasiallehrer in Eislingen sowie als Schriftsteller und Literaturhistoriker tätig und interessiert hier in erster Linie als Pionier der Mehrsprachigkeitsphilologie, genauer als Verfasser der *Geschichte der Macaronischen Poesie* von 1829, die ich genauer in den Blick nehmen will. Die zweite Autorin, Yoko Tawada (geb. 1960), ist ein Lieblingsgegenstand all jener Literaturwissenschaftler, die sich für Mehrsprachigkeit und/oder Interkulturalität interessieren. Das liegt nicht zuletzt daran, dass sie eine Art Literatur für Philologen produziert – und genau deshalb soll sie hier nicht als Literatin, sondern als Philologin betrachtet werden. Tawadas Texte folgen nahezu durchgängig einem genuin philologischen Interesse. Hier soll einer der am offenkundigsten philologischen Texte in den Blick genommen werden, der Beitrag „Das Tor des Übersetzers oder Celan liest Japanisch“ aus dem Band *Talisman* von 1996.

¹ Niklas Luhmann, *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1998, S. 37.

Die Frage, die ich an beide Texte richten werden, ist, wie sie das Verhältnis der Philologie zum Leben modellieren und wie sie in diesem Zusammenhang zugleich Fragen der Sprachdifferenz ansprechen. In einem methodisch interessierten Beitrag nimmt sich der Rückgriff auf den Begriff ‚Leben‘ sicherlich etwas eigenartig aus. Eine genauere Bestimmung dieses Terminus kann auch erst im Anschluss an den Erkundungsgang vorgenommen werden, den dieser Beitrag unternimmt. Wichtiger ist zur Motivation der Fragestellung vorerst nur der Hinweis, dass Leben, gleichsam als unmarkierte Kategorie, fachpolitisch innerhalb der Philologie schon lange Zeit eine eminente Bedeutung hat. Er ist beispielsweise immer dann wirksam, wenn versucht wird, die Relevanz des Faches zu erweisen. Philologie muss sich ja durchaus fragen lassen, inwiefern ihre Interpretationen mit der gelebten Erfahrung einstiger und heutiger Menschen in einem Zusammenhang stehen. Mit Bezug auf Mehrsprachigkeit spielt das Leben als Kategorie insofern eine wichtige Rolle, als die aktuelle Forschung zur literarischen Mehrsprachigkeit häufig die Frage stellt, inwiefern die Sprachdifferenzen, auf die man in literarischen Texten trifft, für etwas einstehen, was für die gelebte Erfahrung von Menschen wichtig ist. Ist es so, dass beispielsweise T. S. Eliots Verwendung von ‚Fremdsprachen‘ in *The Waste Land*, wie Marjorie Perloff in einem relativ einflussreichen Aufsatz behauptet,² eher eine ornamentale Funktion hat, also einen schwachen Zusammenhang zu irgendeiner mehrsprachigen Lebensrealität aufweist? Ich glaube zwar, dass Perloff in diesem konkreten Fall unrecht hat. Die allgemeine Frage nach dem Verhältnis der Philologie und insbesondere der Mehrsprachigkeitsphilologie zur gelebten Erfahrung scheint mir aber durchaus weiterhin offen zu sein.

² Marjorie Perloff, „Language in migration: multilingualism and exophonic writing in the new poetics“, in: *Textual Practice* 24.4 (2010), S. 725–748, hier S. 727.

Genthe

Dass mein erstes Beispiel für die Einschätzung dieses Verhältnisses relevant ist, wird deutlich, wenn man sich den fach- und mediengeschichtlichen Kontext der Tätigkeit Friedrich Wilhelm Genthes vor Augen führt. Daher sind im Folgenden zunächst einige Ausführungen hierzu notwendig.

Genthe tritt zu einer Zeit, in der sich die deutsche Nationalphilologie gründet, mit einem philologischen Projekt hervor, das ein wichtiges Paradigma dieser Art von Philologie ein Stück weit in Frage stellt, nämlich die Einsprachigkeit. Genthes Dissertation erscheint 1829, also in unmittelbarer zeitlicher Nähe zu wegweisenden Arbeiten der neu entstehenden Germanistik, wie etwa Karl Lachmanns Edition *Auswahl aus den hochdeutschen Dichtern des 13. Jahrhunderts* von 1820 und desselben *Der Nibelungen Noth und die Klage* von 1826, und in einem Jahrzehnt, in dem das Wirken der Brüder Grimm auf seinem Höhepunkt angekommen ist.

Im weiteren Horizont der Genthe'schen Dissertation steht über die nationale Neuausrichtung des Faches hinaus aber ein allgemeineres mediales Problem, das sich etwa in der ebenfalls gleichzeitig stattfindenden hermeneutischen Grundlagenarbeit eines Friedrich Schleiermacher artikuliert. Jürgen Fohrmann hat unter dem Titel „Hermeneutik des Lebens“ gezeigt, dass Schleiermachers Überlegungen zum Verstehen zentral auf den Lebensbegriff bezogen sind.³ Einerseits beschreibt Schleiermacher das Verstehen auf unterschiedlichen Ebenen als unabschließbares bzw. sich nur allenfalls selbst erschöpfendes, quasi-interaktionistisches Hin und Her: als Hin und Her zwischen Text und Leser, zwischen Kritik und Interpretation, zwischen grammatischer und psychologischer Erklärung, zwischen divinatorschem und komparativem Verfahren, etc.⁴ Unter dem etwas irrefüh-

³ Jürgen Fohrmann, „Hermeneutik des Lebens“, in: Jörg Schöner / Friedrich Vollhardt (Hrsg.), *Geschichte der Hermeneutik und die Methodik der textinterpretierenden Disziplinen*, Berlin / New York: de Gruyter 2005, S. 425–441, hier S. 428–433.

⁴ Siehe exemplarisch Friedrich Schleiermacher, *Hermeneutik und Kritik*,

renden Namen des hermeneutischen Zirkels sind diese Wechselwirkungsprozesse berühmt geworden. Laut Schleiermacher kann dieser unendliche Verstehensprozess im Text „einen hervorbrechenden Lebensmoment“⁵ aufspüren, wobei das Verfahren schließlich wieder in Schrift mündet, nämlich in den Text der Interpretation: „Das Verstehen nimmt etwas aus dem ‚Reichtum des Lebens‘ heraus, um es – aber dies völlig unzulänglich – als Ergebnis, als Schrift zu fixieren. Der Lebensbegriff [hat] in diesem Zusammenhang den Sinn, die nicht einholbare, pure Komplexität des Daseins anzudeuten“.⁶ Man könnte auch formulieren: Schleiermachers bekannte Behauptung, das „Mißverstehen“ ergebe sich „von selbst“, „das Verstehen“ hingegen müsse „auf jedem Punkt [...] gewollt und gesucht werden“;⁷ öffnet den scheinbar fixierten Text auf eine kontingente, offene Zukunft hin, und diese Öffnung dient gerade dazu, den Text an das Leben selbst rückzubinden.

Wenn Schleiermacher die Philologie für das Leben reklamiert, so ist darin auch eine Reaktion auf schriftkritische Tendenzen seiner Gegenwart zu sehen. Zeitgenössisch verbindet man gerade die Fixierung auf Schrift, zumal die philologische, mit lebensfeindlichen Tendenzen. Diese todbringende Schriftfixierung personifiziert beispielsweise die Figur des Philisters, der zu Beginn des 19. Jahrhunderts für die Selbstbezüglichkeit, den Kältetod und die Austrocknung der Schriftkultur steht – und daher gerne als Philologe im Sinne des verstaubten Gelehrten dargestellt wird, der über seiner papiernen Existenz das Verenden seiner Lebensgeister gar nicht bemerkt und sich

hrsg. und eingeleitet von Manfred Frank, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1995, S. 75–98 oder auch ders.: „Über Begriff und Einteilung der philologischen Kritik“, in: ebd., S. 347–360.

⁵ Friedrich Schleiermacher, „Über den Begriff der Hermeneutik mit Bezug auf F. A. Wolffs Andeutungen und Asts Lehrbuch“, in: ders., *Hermeneutik und Kritik* (Anm. 4), S. 309–346, hier S. 316. Vgl. Fohrmann, „Hermeneutik des Lebens“ (Anm. 3), S. 429.

⁶ Fohrmann, „Hermeneutik des Lebens“ (Anm. 3), S. 432.

⁷ Schleiermacher, *Hermeneutik und Kritik* (Anm. 4), S. 92.

selbst lange überlebt hat.⁸ Dem Philister gegenüber stellt man dabei einerseits das ursprüngliche Volk, andererseits das dichterische Genie. Zu beiden Gruppen suchen die Philologen oder überhaupt die Intellektuellen im Namen des Lebens Anschluss.

In diesem Zusammenhang wird die Nation auch als Bezugsgröße für das medienhistorische Problem relevant, vor dessen Hintergrund Schleiermachers Hermeneutik zu lesen ist. Sehen kann man dies etwa bei Fichte, der in den *Reden an die deutsche Nation* das Ausland als Philisterium, das deutsche Volk hingegen als einzig lebendiges, da anti-philiströses Volk beschreibt.⁹ Die Absicherung gegen das Philistertum liegt dabei bei Fichte in der Philosophie, bei anderen, etwa bei von Arnim und Brentano oder bei den Grimms, in einer nationalen Form der Philologie. Das Leben, wie es auch bei Schleiermacher als Bezugspunkt der Philologie dient, wird dabei zunehmend eingeeengt auf das Leben der deutschen Nation und auf ihre herausragenden Vertreter. Die Nationalsprache mit ihren Mundarten gilt als Ausweis des nationalen Lebens; auch bei Schleiermacher ist sie beispielsweise als System der Bezugspunkt der sogenannten grammatischen Erklärung. In diesem Sinne ist Leben nicht mehr nur Inbegriff der schieren Komplexität des Daseins, sondern *zugleich* Instrument zur Komplexitätsreduktion, denn Schrift wird hier an *ein* lebendiges Wesen, an Nation, zurückgebunden.

Für Genthés philologisches Projekt kann das Leben der Nation nicht unmittelbar als Bezugspunkt dienen, zumindest nicht, insofern Nation als Spracheinheit definiert wird, wie es um 1800 der Fall zu sein beginnt. Denn sein Gegenstand, die makkaronische Poesie, zeichnet sich gerade durch Sprachmischung aus. Gleichwohl steht Genthe unter dem Einfluss des neuen, nationalphilologischen Paradigmas, das deutliche Spuren in seiner Dissertation hinterlässt. Das

⁸ Vgl. Remigius Bunia / Till Dembeck / Georg Stanitzek (Hrsg.), *Philister. Problemgeschichte einer Sozialfigur*, Berlin: Akademie Verlag 2011.

⁹ Siehe hierzu Till Dembeck, „Transzendente Exklusionen. Philister, Juden, Zigeuner und Deutsche bei Achim von Arnim, Clemens Brentano und Johann Gottlieb Fichte“, in: Bunia / ders. / Stanitzek, *Philister* (Anm. 8), S. 253–283, hier 276–281.

kann man vor allem erkennen, wenn man sich die definitorischen Entscheidungen vor Augen führt, von denen Genthe ausgeht. Denn noch die Tatsache, dass Genthe gerade *diese* Art und Weise der poetischen Sprachmischung auswählt und andere aus der Betrachtung ausschließt, legt Zeugnis ab von der Wirkmächtigkeit der Rückbindung zeitgenössischer Philologie an das Leben der Nation.

Die makkaronische Poesie etablierte sich zur Zeit des italienischen Humanismus. Die Bezeichnung für dieses Genre geht auf die Publikation des *Carmen macaronicum* (1493) von Tifi de Odasi zurück, der zunächst im italienischen Sprachraum weitere Publikationen folgten, etwa die populären *Macaroneae* (1517) von Teofilo Filegno. Das Grundprinzip dieser Texte war es, in das Lateinische Wörter aus der Volkssprache einzufügen, diese aber den Flexionsregeln des Lateinischen (und auch dessen syntaktischen Regeln) zu unterwerfen. In der Nachfolge verbreitete sich die Gattung auch in anderen europäischen Ländern; so prominente Autoren wie François Rabelais und Johann Fischart haben zu ihr beigetragen.¹⁰ Es handelt sich nicht nur zu Genthes Zeit, sondern bis heute um einen stark unterbelichteten Bereich der europäischen Literaturgeschichte.

Genthe legt viel Wert darauf, den eigenen Gegenstand von angrenzenden Phänomenen der poetischen Sprachmischung abzusetzen. Das betrifft zum einen die sogenannten „Pedantesca“, also Gedichte zunächst aus dem italienischen Sprachraum, die „Lateinische Wörter in die Muttersprache“ mischen,¹¹ und zwar mit dem Ziel, die pedantische Gelehrsamkeit zu verspotten. Zum anderen das sogenannte „Küchenlatein“, von Genthe als „schon an sich schlechte und fehlerhafte Latinität“ charakterisiert, „welche noch dazu, sobald ihr Latein zu Ende ist, [...] aus der Muttersprache dem Buchstaben, aber nicht

¹⁰ Siehe Wiegand, Art. „Makkaronische Dichtung“, in: Harald Fricke (Hrsg.), *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte*, Bd. 2, Berlin / New York: de Gruyter 2007, S. 527–530.

¹¹ Wilhelm Genthe, *Geschichte der Macaronischen Poesie*, Halle / Leipzig: Reinicke et Compagnie 1829, S. 61 f.

dem Sinne nach übersetzt“.¹² Beiden Verfahren der Sprachmischung ist die makkaronische Poesie Genthe zufolge überlegen, weil sie umgekehrt, so könnte man formulieren, ‚echte Latinität‘ voraussetzt. Die Sprachmischung der makkaronischen Poesie findet unter der Voraussetzung statt, dass man *eigentlich* alles auch korrekt schreiben könnte – und deshalb ist es Genthe auch so wichtig, dass die eingefügten „Wörter der Muttersprache“ wenigstens korrekt mit lateinischen Flexionsendungen versehen werden. Noch heutige Begriffsbestimmungen schließen in diesem Sinne an Genthe an. So heißt es in Grümmers Arbeit über *Spielformen der Poesie* von 1988, es handle sich um eine „Sprachmischung“, bei der „eine der beiden Sprachen, ursprünglich die Lateinische, die bestimmende“ sei, die „das grammatische und syntaktische Grundgerüst“ liefere, „dem sich die untermischten Wörter der zweiten Sprache anzupassen haben.“¹³ Und im *Reallexikon der neueren deutschen Literaturwissenschaft* definiert Wiegand:

In Makkaronischer Dichtung werden morphologische Merkmale verschiedener Sprachen gemischt, indem an die Wörter einer Sprache Flexionsendungen einer anderen Sprache, vorzugsweise des Lateinischen, in parodistischer Absicht angehängt werden.¹⁴

All diese Begriffsbestimmungen gehen zwar davon aus, dass makkaronische Poesie Sprachmischung betreibt, und zwar u. a. auf der Ebene der Morphologie, setzen dabei aber voraus, dass es in makkaronischen Gedichten jeweils eine Hauptsprache gibt und dass diese Sprache im Zuge der Sprachmischung in ihren morphologischen Strukturen intakt bleibt, während die zweite Sprache domestiziert wird und die fremde Morphologie annimmt.

Es fällt allerdings auch ein Unterschied auf zwischen den vergleichsweise bündigen Definitionen Grümmers und Wiegands und den ausgedehnten Abgrenzungsbemühungen, die Genthe unternimmt.

¹² Ebd. S. 62 f.

¹³ Gerhard Grümm, *Spielformen der Poesie*, Leipzig 1988, S. 220.

¹⁴ Wiegand, „Makkaronische Dichtung“ (Anm. 10), S. 527.

Offenbar steht für Genthe mehr auf dem Spiel. Während etwa Wiegand die makkaronische Poesie schlicht als eine von unterschiedlichen Formen der Sprachmischung beschreibt, hat Genthe explizit auch den Wert dieser Form von Sprachmischung im Auge. Nicht nur die sehr viel breitere Begriffsverwendung beispielsweise im Englischen, wo als macaronic jede Form der Sprachmischung bezeichnet werden kann, verweist aber darauf, dass Genthes Mühen vielleicht auch der Sache geschuldet sind. Es ist nämlich im Einzelfall keinesfalls so einfach zu konstatieren, welche Sprache in einem sprachmischenden Text ‚bestimmend‘ ist und welche ‚domestiziert‘ wird.

Dies möchte ich kurz an einem Beispiel vorführen, das, wie die überwiegende Mehrzahl der Beispiele, aus dem universitären Milieu stammt. Als Erscheinungsort wird zwar „Athen“ angegeben, es dürfte sich aber um Leipzig handeln:

Triumphirendes PROSIT

so den Herren Professoren-Purschen / als sie ihr Recht

in einer solennen Disp[utatio] erhalten /

zuruffet

BACCHUS

Collegii subterranei Director & p[ro] t[empore] Decanus

HEm Professorenbursi, nunc rufite Juch hei!

Lustigeosque simul multos anstimmite Liedros:

Schmausite, & in tieffam sub schmausis saufite Nachtam!

Non etenim vobis unquam bona bieria fehlunt.

Namque Halberstadicam Breihanam, Gratia, Duchstein

Et Zersterbirium in menga semper habetis:

Adsunt & langæ Pfeifæ. & Bremense Tabacum

Cum cranzo. Vobis vero si geldria desunt,

Ne modo sorgatis, nam scitere vivere Credit:

Optimus hic semper vestrum curator et hülfä.¹⁵

¹⁵ Curiöse INAUGURAL-DISSERTATION von dem Recht/Privilegiis und Praerogativen Der Atheniensischen PROFESSOREN-Purschen/wider die Bürger-Bursche und Communitäter/welche unter dem Praesidio des durch und durch gelahrten/und erschrecklich studirten HERRN HOR-

Auf den ersten Blick scheint es so, als werde in diesem Text – der üblichen Definition der makkaronischen Poesie entsprechend – tatsächlich sowohl die lateinische Satzstellung als auch die lateinische Flexion bewahrt. Allerdings ist der Anteil der eigentlich lateinischen Wörter recht gering, so dass zu fragen ist, wie weit eigentlich die Bestimmungsmacht des Lateinischen hier noch reicht. Orthographisch gibt es einen starken Einfluss des Deutschen: Davon zeugen zum einen die Großschreibung vieler Substantive, viele deutsche Laut-Buchstaben-Zuordnungen (z. B. „Liedros“, „tieffam“) und Buchstaben, die im Lateinischen gar nicht vorkommen (das „z“ in „cranzo“). Zum anderen gibt es aber auch den Fall, dass die lateinische Flexionsendung nur scheinbar aus dem Lateinischen stammt, eigentlich aber deutsche Phoneme in lateinischer Schreibung wiedergibt: „langae Pfeifæ“ steht dann für ‚lange Pfeife‘, „hülfä“ für ‚Helfer‘. Schließlich finden sich auch ursprünglich lateinische Wörter, die im Deutschen gängig sind und gerade nicht lateinisch flektiert werden („Professor“ in „Professorenbursi“ und „Credit“).

Die vergleichsweise starke Stellung des Deutschen in diesem Gedicht hat auch zur Folge, dass es zunächst schwierig ist, überhaupt ein metrisches Muster zu finden. Folgt man lediglich den lateinischen Regeln für die Feststellung langer und kurzer Silben (unabhängig davon, ob man im Deutschen nur lange Vokale als lang gelten lässt oder auch positionslange), ergeben sich keinerlei wiedererkennbare Muster. Beim Versuch wiederum, die Verse akzentuierend zu skandieren, muss man zunächst entscheiden, ob neben dem lateinischen auch der deutsche Wortakzent zugrunde gelegt werden soll, um zumindest Nebenakzente zu erzeugen. Für die zahlreichen aus deutschen Verben gebildeten Imperativformen ist es dabei möglich,

RIBILII PRUSTII RENOMISTI Professoren Pursorum p. t. Vicarii &c. &c. PRO GRADI Professoren-Purschico, Privilegiisque in hac Dignitate rite capessendis In Collegii subterraneo i. e. Studenten-Keller horis ante- & pomeridianis zur öffentlichen Ventilation dargestellet COECIUS TAPPIUS SCHLINGSCHLANGSCHLORUM. Athen/Sub Prelo auff Kosten der Professoren-Pursche. In Diebus Canicularibus, [Leipzig 1690], S. 37 f.

den deutschen und den lateinischen Wortakzent zusammenfallen zu lassen (unter der Voraussetzung, dass es sich um Verben der dritten Konjugation handelt). Schwieriger zu handhaben sind Wörter wie „Professorenbursi“, denn hier müsste der Wortakzent der lateinischen Prosodie zufolge auf der drittletzten Silbe liegen. Hier kann man lateinischen und deutschen Wortakzent miteinander versöhnen, wenn man „Professoren“ und „bursi“ als zwei verschiedene Wörter behandelt. Unter Zulassung aus dem Deutschen abgeleiteter Nebenakzente ergibt sich dann Folgendes:

Hèm Professórenbúrsi, nunc rúfite Júch hei!
 Lüstigeósque símul múltos anstímmite Liedros:
 Schmáusite èt in tíeffam sub schmáusis saufite Náchtam!
 Non étenim vóbis únquam bóna bíeria féhlunt.

Es handelt sich um fünf- und sechshebige Verse mit freier Füllung und durchgängig weiblicher Kadenz – alles in allem ein mehr der deutschen als irgendeiner lateinischen Tradition verpflichteter Versbau. Hinzu kommt noch, dass zumindest teilweise Formen des ursprünglich germanischen Stabreims und der Assonanz zu beobachten sind („*simul multos anstimmite*“, „*Schmausite [...] sub schmausis saufite*“, „*bona bieria*“).

Man mag hier einwenden, es handele sich offenbar nicht um ein Beispiel echter oder guter makkaronischer Poesie im Sinne Genthes. In der Tat sind die Verhältnisse in vielen anderen Texten anders, in denen die Bestimmungsmacht des Lateinischen sehr viel klarer auszumachen ist. Allerdings wird man zugeben müssen, dass die Sprachmischung schon als solche den eindeutigen Herrschaftsanspruch der *einen* Grammatik unterläuft. Schon dass *ein* volkssprachliches Morphem neben den lateinischen erscheint, deutet eine Äquivalenz an, die potentiell auch das Herrschaftsinstrument der Flexionsendung angreift – wie das Beispiel der „*langae Pfeifae*“ lehrt. Umso dringlicher stellt sich also die Frage, warum Genthe auf der klaren Hierarchie zwischen dem Lateinischen und den ihm untergeordneten Volkssprachen besteht.

Die Antwort auf diese Frage ergibt sich aus dem sprachtheoretischen Rahmen der Darstellung. Genthe zufolge scheint die makkaronische Sprachmischung etwas an sich Unmögliches zu realisieren:

An sich ist es *unmöglich*, daß die eine Sprache die Formen und Wörter der andern als die ihren anerkenne. Dennoch wird diese Unmöglichkeit in der Verbindung, ja Vermischung der Sprachen scheinbar *aufgehoben* und dieser Schein von Verwirklichung des Unmöglichen ist der Grund des *Lächerlichen* in aller Mengung und Mischung der Sprachen, wie gleich im Judendeutsch.¹⁶

Die Voraussetzung des Scheins ist in dieser Beschreibung sehr wichtig. Für Genthe bleibt eine wirkliche ‚Anerkennung‘ der volkssprachlichen Elemente im Lateinischen unmöglich, und ohne das Bewusstsein des bloßen Scheins ginge wohl auch die Komik verloren. An anderer Stelle gesteht Genthe den „Macharonia“ denn auch nur unter der Voraussetzung der ‚echten Latinität‘ zu, sie seien poetischer „Zierlichkeit und Anmut fähig“ und auch der „höchste[n] Kraft des Komischen“.¹⁷ Vermutlich brächte die mangelnde Latinität, also die nicht mehr bloß scheinbare Einschränkung der Bestimmungsmacht des Lateinischen, eher den Eindruck einer Groteske oder zumindest (siehe das „Küchenlatein“) von Unbeholfenheit hervor. Für die Gattung der Pedantesca, die Genthe als Vorläufer der makkaronischen Poesie ins Spiel bringt, gilt ein ähnliches Argument, nur unter umgekehrten Vorzeichen. Dort werden, wie gesehen, durch die Einbeziehung lateinischer Elemente in die Volkssprachen die Gelehrten verlacht – und auch hier dürfte die Komik sich nicht zuletzt daraus ergeben, dass die Volkssprache einen Schein von Bestimmungsmacht wahr.

Wenn die makkaronische Dichtung der Belustigung von Gelehrten dient, die unter sich über ein Sprachspiel lachen, in dem die scheinbare Aufhebung von Sprachdifferenzen betrieben wird, so befestigt dieses Lachen, der Deutung Genthes zufolge, ebenso wie

¹⁶ Genthe, *Geschichte der Macaronischen Poesie* (Anm. 11), S. 9 f.

¹⁷ Ebd., S. 71 f.

das Lachen über die Pedantesca gerade diejenigen Sprachgrenzen, die in den Texten scheinbar überschritten werden. In diesem Sinne setzt Genthés Mehrsprachigkeitsphilologie die Naturalisierung fester, nationaler Sprachgrenzen voraus, die sich von anderen möglichen Sprachdifferenzen, insbesondere dialektalen, systematisch unterscheiden:

Ursprünglich verschiedene Sprachen [...] berühren sich mehr wie an einander stoßende Gebirge, welche an den Gränzen wohl dieselben Gewächse und Thiere hegen, und doch anderes Metall in sich bergen, wohingegen die Mundarten von Anfang an schon auf dem Wege sind, als Seitenflüsse in den Einen Strom der allgemeinen Bildung niederzurinnen.¹⁸

Zwar hält Genthe die Nationalsprachen nicht unmittelbar für naturgegeben, aber doch für das Ergebnis eines in der Natur angelegten teleologischen Bildungsprozesses, wie die Metaphern vom „Strom der allgemeinen Bildung“ und vom Bergkamm, der die Nationalsprachen scheidet, offenbaren. Gleich im allerersten Satz seines Buchs weist Genthe die Bildung der Nationalsprachen aus den Dialekten seinerseits als ‚dialektischen‘ Prozess aus.¹⁹ In dieser Bildung sieht er tatsächlich eine quasi-hegelianische Aufhebung der Partikularität zur Allgemeinheit der Vernunft angelegt,²⁰ was die geschichtsphilosophische Dimension seines Sprachkonzepts vollends sichtbar macht. Genthe denkt die Entstehung der Nationalsprachen als Bewegung hin zur Allgemeinheit, also zur Entfaltung einer Form der Vernunft, welche die Partikularität der ‚Stämme‘ als den ‚Trägern‘ der Dialekte aufhebt. Die Partikularität der Nationalsprachen gerät dabei nicht in den Blick, auch wenn Genthe zumindest an einer Stelle darauf hin-

¹⁸ Ebd., S. 9.

¹⁹ „Wenn man scherzen wollte, so könnte man an der Bewegung der Dialekte die Dialektik *handgreiflich* nachweisen.“ (Ebd., S. 3.)

²⁰ „Allein die Stämme können nicht zu solcher Allgemeinheit des sittlichen Lebens kommen, ohne daß sich dieselbe nicht auch in der Sprache abspiegelte [...]. Wie sich also der unmittelbare Unterschied der Stämme an sich aufhebt, so auch der ihres Sprechens.“ (Ebd., S. 5.)

weist, dass es massive Unterschiede gibt zwischen solcher makkaronischer Poesie, die eng verwandte Sprachen (also beispielsweise Italienisch/Latein) und solcher, die weniger eng verwandte Sprachen benutzt (also beispielsweise Deutsch/Latein). In seiner Sprachtheorie zeichnet sich also trotz der ungewöhnlichen Gegenstandswahl eine klare Verpflichtung Genthés gegenüber nationalphilologischen Vorgaben ab. Die makkaronische Poesie ist deshalb ein würdiger Gegenstand philologischer Bemühungen, weil sich die klare Trennung der beteiligten Sprachen in der Bestimmungsmacht der einen ausweist – und weil so ständig der bloße Schein der Sprachmischung bewusst bleibt.

Man kann nun allerdings fragen, welche Motive für die Entstehung der Gattung selbst es nach Genthés Modell dann überhaupt gegeben haben kann. Was hat es trotz allem erstrebenswert gemacht, zumindest den Schein einer Sprachmischung herzustellen – deren Reichweite ja, wie gesehen, in Wirklichkeit durch die Behauptung von einsprachiger Bestimmungsmacht nicht ohne weiteres eingegrenzt werden kann? Warum überhaupt mit dem Feuer spielen?

Genthe argumentiert in diesem Punkt ausgesprochen zögerlich. Zunächst verweist er auf die sprachpolitischen Hintergründe der Entstehungszeit. Genthe geht davon aus, dass die makkaronische Poesie ein Übergangsphänomen war, das sich in einer Zeit entfalten konnte, „wo die neuern Sprachen sich selbständig auch in Prosa ausgebildet hatten“, aber zugleich, so darf man ergänzen, das Lateinische noch nicht als ‚tote Sprache‘ angesehen wurde – weshalb sie dann „in den neuesten Zeiten ganz verschwand“.²¹ Makkaronische Poesie wäre, so betrachtet, Begleiterscheinung eines Prozesses, den Thomas F. Bonfiglio in seinem Buch *Mother Tongues and Nations* nachgezeichnet hat: die von Italien ausgehende Durchsetzung der Vorstellung, dass die Volkssprachen ebenso wie das Lateinische als ‚grammatica‘ gelten können, also festen Regeln gehorchen und des Ausdrucks religiöser und wissenschaftlicher Wahrheiten fähig sind.²²

²¹ Ebd., S. 11.

²² Thomas S. Bonfiglio, *Mother Tongues and Nations: The Invention of the Native Speaker*, New York: de Gruyter Mouton 2010.

Doch Genthe erzählt die Geschichte der makkaronischen Poesie gerade nicht als Teil einer nationalen Emanzipationsgeschichte. Den Einbezug der makkaronischen Poesie in die nationalen Literaturgeschichten verbietet ihm, so mag man vermuten, dann doch wahrscheinlich die ‚Unreinheit‘ der Gattung. So stellt Genthe die italienischen, französischen und deutschen Macharonea zwar separat dar, setzt seine Darstellung aber nicht im Detail zur Literaturgeschichte dieser Nationen in Bezug. Genthe verweigert sogar explizit die Herstellung eines Zusammenhangs zwischen der makkaronischen Poesie und dem ‚Leben der Völker‘, dessen ‚Zerrüttung‘ allein als ‚eigentliche Gebärerin derselben‘²³ ausgewiesen wird. Die makkaronische Poesie zeichnet gerade aus, dass sie dementsprechend nur ‚*Unzusammenhang*‘ aufweist:

[I]ndem jede Gattung der Kunst mit Nothwendigkeit sich entwickelt und demjenigen, der in ihr erscheinendes Leben sich vertieft, die Freude gewährt, einen innern Zusammenhang der verschiedenen Bildungen zu erkennen, ist [die makkaronische Poesie] hiervon am weitesten entfernt und man könnte vielmehr von *Unzusammenhang* in ihr reden, weil sie durch ihre Eigenthümlichkeit [...] sich von selbst aus dem Kreise volksthümlichen Daseins ausscheidet.²⁴

Diese Problematisierung des Zusammenhangs der makkaronischen Dichtung mit dem Leben des Volks ist auch eine Problematisierung des Zusammenhangs der eigenen Philologie in ihrem Verhältnis zur Nationalphilologie, für die und in der der Zusammenhang mit dem Volk und der Zusammenhalt des Volks gerade entscheidend sind. Genthe fügt sich nicht *ganz* den Anforderungen einer nationalen Literaturgeschichtsschreibung – oder er kann sich ihnen vielleicht auch nicht fügen. So stellt er sich zwar einerseits in den Dienst einer zunehmend nationalen Kulturpolitik. (Das Buch ist immerhin dem Freiherrn vom Stein gewidmet.) Andererseits fehlt seinem Gegenstand dann letztlich doch der Zusammenhang zur Nationalgeschichte, und es bleibt bei einer Sammlung von Kuriosa, die eher Ähnlichkeit

²³ Genthe, *Geschichte der Macaronischen Poesie* (Anm. 11), S. 85.

²⁴ Ebd., S. 84.

zu bestimmten frühneuzeitlichen Organisationsformen des Wissens hat als zur wie auch immer ideologisch verbrämten historistischen bzw. geschichtsphilosophischen Denkweise der zeitgenössischen Nationalphilologie.

An Genthes Darstellung wird so, wahrscheinlich wider Willen, klar, welche Deutungsmöglichkeiten der makkaronischen Poesie unter nationalphilologischen Vorzeichen ausgeschlossen bleiben. Vor allem bleibt die sozial- bzw. kulturhistorische Deutung der Gattung stark eingeschränkt. Zwar erwähnt Genthe, dass die Pedantesca Gelehrtsatiren darstellen und dass eine deutschsprachige Variante zur italienischen Pedantesca, die das Französisch ins Deutsche integriert, der satirischen Kritik an der Galanterie gedient hat.²⁵ Aber die soziale und kulturelle Funktion der makkaronischen Poesie für die literati, auf deren Kreis sie begrenzt bleibt, wird von Genthe nicht eigens bedacht. Dabei hätte man in diesem Punkt ja auch die Möglichkeit gehabt, Literatur- und Kulturgeschichte am Beispiel der makkaronischen Poesie auf ihre *Diskontinuitäten* hin zu untersuchen, den ‚*Unzusammenhang*‘ also als Teil der Geschichte ernst zu nehmen. Dann wäre die makkaronische Poesie als Teil einer kulturpolitischen Auseinandersetzung zu beschreiben gewesen.

Ist vielleicht, so könnte man auf Bonfiglios Analyse der Muttersprachensemantik gestützt fragen, in der Einfügung der sich nur scheinbar anpassenden deutschen Wörter in die Gelehrtensprache auch ein verdecktes Aufbegehren gegen die Übermacht der lateinischen ‚grammatica‘ zu sehen? In diesem Sinne ließe sich zumindest das ‚PROSIT‘ auf seine sozialen und kulturpolitischen Implikationen hin befragen. Was impliziert hier der offenkundige, ja geradezu ostentative Verzicht auf *latinitas*? Insofern der Text den Triumph der ‚Professorenburschen‘, also derjenigen privilegierten Gruppe von Studierenden besingt, die, anders als etwa die ‚Bürgerburschen‘, in Professorenhaushalten lebten, darf man diese Nachlässigkeit vielleicht als Demonstration der Unabhängigkeit von einer Form der akademischen Strenge werten, die nur für Angehörige der Akademie mit niedrigerem Status gilt: eine ostentative Distanznahme vom Bil-

²⁵ Ebd., S. 60 f.

dungsstandard als Ausweis höherer Bildung, wie sie später auch die im universitären Milieu entstehende Philistersemantik auszeichnet. Man hat es hier wohl mit gezielt hergestelltem ‚Unzusammenhang‘ zu tun, der darüber hinaus auch als Teil der Vorgeschichte nationalistischer und nationalphilologischer Bewegungen um 1800 gesehen werden muss.

Was Genthe, wenn er diese Deutungsmöglichkeit ausblendet und dem ‚Unzusammenhang‘ nicht weiter nachgehen mag, systematisch ausblendet, ist die Vorstellung, dass sich die Nationalsprachen gerade nicht wie ein Strom teleologisch aus sich selbst heraus entwickelt haben, sondern in Auseinandersetzung mit anderen Sprachen als Standards durchgesetzt wurden. Vielleicht ist es unter anderem auch die Metapher des Lebens, die Genthe auf diesen Weg führt – und die ihn und seine Zeitgenossen die Komplexität kulturpolitischer Auseinandersetzung verschleiern lässt, weil sie es nahelegt, Kulturprozesse an organische Prozesse rückzubinden.

Tawada

Es ist wenig überraschend, dass sich die Nationalphilologie seit Beginn des 19. Jahrhunderts unter anderem im (durchaus paradoxalen) Rückgriff auf die Metapher des Lebens als Einheit konstituiert – ist doch die Rückkoppelung von Nation und Lebensbegriff auf vielen Ebenen belegt. Genthes Beispiel zeigt, was passiert, wenn unter diesen Voraussetzungen eine Hybridform ins Auge genommen wird: die schiere Komplexität des Geschehens bleibt außen vor, und Leben erscheint als etwas, was jeden Unzusammenhang ausschließt. Ausgehend von Genthe ließe sich eine Art Geschichte ähnlicher, den Unzusammenhang gleichwohl zumindest in den Blick nehmender philologischer Projekte schreiben, an der unter anderem Nietzsche, Spitzer, Forster, Bachtin und der gesamte Poststrukturalismus Teil haben. Ich tue das jetzt nicht und mache vielmehr einen Sprung in die jüngere Vergangenheit.

Ich frage also, wie sich der Bezug der Philologie zum Leben heute darstellt. Man wird, da der Begriff selbst so häufig nicht zu finden

ist, ihn suchen müssen, wo er schon im 19. Jahrhundert anzutreffen ist, nämlich dort, wo es darum geht, die Relevanz des Fachs unter Beweis zu stellen. Es ist vielleicht nicht übertrieben zu behaupten, dass die Angst vor dem philologischen Erfrieren oder Vertrocknen qua selbstbezoglicher Schriftfixierung uns weiterhin umtreibt, wobei der Bezug auf das Medium Schrift wahrscheinlich nicht mehr so entscheidend ist wie der Vorwurf der Selbstbezogenheit, ja, des Ästhetizismus, als solcher. Und vielleicht ist es auch nicht übertrieben zu behaupten, dass die Literaturwissenschaft immer dann, wenn diese Angst überhand nimmt, ‚Stop‘ ruft und einen Turn einlegt. Diesen Verdacht legt zumindest die Tatsache nahe, dass viele der Turns versprechen, etwas in den Blick zu nehmen, was *auch* als Teil des sozialen und kulturellen Lebens geltend gemacht werden muss, aber von der Philologie bis dato nicht beachtet worden ist. Das betrifft die Anteile vieler Bevölkerungsgruppen an der Kultur- und Literaturgeschichte und insbesondere die mehrsprachliche Lebensrealität.

Zu diesem Themenkomplex wäre viel zu sagen, ich möchte mich hier auf die Erwähnung dreier Ansätze aus der Mehrsprachigkeitsphilologie beschränken. Der oben zitierte Beitrag von Perloff u. a. über Eliot und Tawada vertritt die Auffassung, dass vor allem bislang unbekannte kulturelle und soziale Begegnungsräume für eine neue Qualität literarischer Mehrsprachigkeit sorgen, für die Tawada dann einsteht. Perloff interessiert sich dabei durchaus für das poetische Potential, das sie in ihren Gegenständen verwirklicht findet. Yasemin Yildiz, deren Buch *Beyond the Mother Tongue* für die germanistische Mehrsprachigkeitsphilologie besonders wichtig ist, gibt sich demgegenüber sehr viel politischer: Für sie ist das Einsprachigkeitsparadigma ein Machtwerkzeug, das auf jeden Fall und auch mit philologischen Mitteln bekämpft werden muss. Sie interessiert sich deshalb besonders für literarische Texte, die dies bereits leisten.²⁶ Lawrence Rosenwald schließlich kommt von einer anderen Seite zur Mehrsprachigkeitsphilologie, nämlich über die einstmals erstaunliche Entdeckung, dass die ‚amerikanische‘ Literaturgeschichtsschrei-

²⁶ Yasemin Yildiz, *Beyond the Mother Tongue: The Postmonolingual Condition*, New York: Fordham University Press 2012.

bung ganz unberechtigt davon ausgegangen war, in den USA fände Literatur auf Englisch statt.²⁷ Rosenwald interessiert vor diesem Hintergrund insbesondere die Frage, wie die mehrsprachige amerikanische Realität in Literatur repräsentiert wird, und das heißt vor allem: wie kultur- und sprachpolitische Auseinandersetzungen um diese mehrsprachige Realität stattfinden. Interessant sind für ihn daher Texte, die weniger die individualistische, ästhetizistische Nutzung von Mehrsprachigkeit demonstrieren (auch hier fällt der Name Eliot), sondern ihre kollektiven Erscheinungsformen.

In allen drei Fällen (bei Perloff vielleicht noch am wenigsten) ist unmittelbar einleuchtend, dass es sich nicht nur um philologische, sondern auch um kulturpolitische Unternehmungen handelt: Es geht darum, mit Philologie einen Unterschied zu machen für dasjenige, was kulturell und gesellschaftlich relevant ist, bzw. für die Arten und Weisen, Relevanz, oder genauer: Signifikanz, fest- und herzustellen. Und es geht darum, auch in den Quellen in diesem Sinne Kulturpolitik auszumachen.

Es fragt sich, wie sich solche fachpolitischen Forderungen zu Tawada verhalten, die zentraler Referenzpunkt weiter Teile der (nicht nur) germanistischen Philologien geworden ist, die sich für Kulturdifferenz und Mehrsprachigkeit interessieren. Natürlich steht Tawada für Migration und unwahrscheinlichen Sprachkontakt. Sie steht aber auch für Theorienähe, die vielleicht nicht der geringste Grund für ihren Publikumserfolg unter Philologen ist. Ich schlage daher, wie schon angedeutet, vor, Tawada gleich als Philologin anzusprechen und zu fragen, was sie zur Sache, hier also zur Mehrsprachigkeitsphilologie und ihrem Bezug zum ‚Leben‘, zu sagen hat. Der Titel des Textes, dem ich mich zuwenden möchte, lautet, wie schon gesagt: „Das Tor des Übersetzers oder Celan liest Japanisch“.²⁸

²⁷ Lawrence Rosenwald, *Multilingual America: Language and the Making of American Literature*, Cambridge: Cambridge University Press 2008; siehe auch Rosenwalds Beitrag in diesem Band.

²⁸ Yoko Tawada, „Das Tor des Übersetzers oder Celan liest Japanisch“, in: dies., *Talisman*. Tübingen: konkursbuch 1996, S. 121–134.

Der erste Teil dieses Titels, „Das Tor des Übersetzers“ bezieht sich unmittelbar auf dasjenige, was Tawada in diesem Text betreibt. Sie liest den Zyklus „Sieben Rosen später“ aus Celans Gedichtband *Von Schwelle zu Schwelle*, der 1955 veröffentlicht wurde. Genauer: sie liest eine japanische Übersetzung dieses Zyklus und macht dabei die Beobachtung, dass ein bestimmtes Radikal der japanischen Kanji, der aus dem Chinesischen übernommenen Schriftzeichen im Japanischen, in dieser Übersetzung eine zentrale Rolle spielt. Ein Radikal hat zwar schon für sich genommen eine Bedeutung, dient aber auch als Bestandteil weiterer, komplexerer Schriftzeichen. Tawada stellt fest, dass das Radikal mit der Bedeutung „Tor“ in der japanischen Version des Zyklus in den Übersetzungen von insgesamt sieben deutschen Wörtern vorkommt, nämlich in den Übersetzungen von „Tor“, „Schwelle“, „hören“, „Leuchten“, „Stunde“, „sich auf tun“ und „Dunkel“. Für einige dieser Zeichen legt sie überdies eine Interpretation ihrer Zusammensetzung vor, etwa für die Zeichen für „hören“ (hier findet sich das Zeichen für ‚Ohr‘ unter dem Zeichen für ‚Tor‘), für „Leuchten“ (‚Mensch‘ unter ‚Tor‘), „Stunde“ (‚Sonne‘/‚Mond‘ unter ‚Tor‘) und „Dunkel“ (‚Ton‘ unter ‚Tor‘).²⁹

In ihrer Interpretation testet Tawada nun an Celans deutschen Gedichten die semantischen Verbindungen, die sich aus der japanischen Übersetzung über das Radikal ‚Tor‘ ergeben. Im Einzelnen kann ich das hier nicht rekonstruieren; aber wer Celan ein wenig kennt, wird vielleicht plausibel finden, dass bereits die ‚wörtlichen Übersetzungen‘ der sieben Wörter in Kanji ausgesprochen Celanisch wirkt. Insbesondere die Vorstellung vom Dunkel als Ton unter oder in einem Tor, auf einer Schwelle also, kann man sich so auch auf Deutsch in einem Celan-Gedicht vorstellen. Es sei, so resümiert Tawada, angesichts der Tatsache, dass Celan weder Japanisch- noch Chinesischkenntnisse hatte, „ein Wunder, daß Celan ohne Hilfe eines Lexikons chinesischer Schriftzeichen ‚SIEBEN ROSEN SPÄTER‘ geschrieben hat“:

²⁹ Ebd., S. 133.

Das sind genau sieben unterschiedliche Schriftzeichen mit dem Radikal ‚Tor‘, die in der Übersetzung verwendet werden [...]. Das entspricht den sieben Rosen oder den sieben Stunden; die magische Zahl, auf die immer wieder angespielt wird. Die ‚sieben Rosen‘ drücken einen Zeitraum aus, wie man an dem Ausdruck ‚sieben Rosen später‘ sieht. Bei der Lektüre öffnet sich jede Rose wie ein Schriftzeichen, wie ein Tor oder wie ein Zwischenraum.³⁰

Tawada zeigt, dass Celans Gedichte semantische Konstellationen evozieren, wie sie in den Kanji der japanischen Übersetzung dann im buchstäblichen Sinne sichtbar werden – und dass sie schon von sich aus Fragen der Übersetzung und des Über-Setzens aufwerfen. Tawadas erster Eindruck, dass nämlich die japanischen Celan-Übersetzungen eigentlich gar nicht wie Übersetzungen wirken, bestätigt sich: „Je intensiver ich las, desto stärker wurde mein Eindruck, daß Celans Gedichte ins Japanische hineinblicken. Der Dichter muss den Blick der Übersetzung, der aus der Zukunft auf den Originaltext geworfen wird, gespürt haben.“³¹ Tawada behauptet so letztlich nicht weniger als eine Umkehrung der Leserichtung.

Damit bin ich bei der Erläuterung des zweiten Teils des Titels. Es ist ja zunächst einmal keinesfalls so, dass *Celan* Japanisch liest, denn in diesem Text liest in erster Linie Tawada selbst Japanisch. Wie könnte es umgekehrt sein? Wie könnte es sein, dass, mit Tawada formuliert, „[d]ie Begegnung des Originals mit seiner Übersetzung [...] bei der Entstehung des Textes statt[findet] und nicht später“? Tawada bietet als Antwort an, man müsse „sich diese Entstehung nicht in einem Zeitpunkt auf einer fortlaufenden Linie vorstell[en], sondern in einem Zwischenraum auf einer Schwelle. Der Zwischenraum ist kein geschlossenes Zimmer, sondern er ist der Raum unter einem Tor.“³²

Befriedigt das die traditionell skeptische Philologie? Wenn Genthes Beschreibung der makkaronischen Poesie stimmte, müsste Ta-

³⁰ Ebd., S. 133 f.

³¹ Ebd., S. 126.

³² Ebd., S. 130.

wadas Experiment von einer Gelehrten für Gelehrte ungeheuer komisch sein, wird doch, ganz im Sinne von Genthes Beschreibung, eine „Unmöglichkeit in der Verbindung, ja Vermischung der Sprachen scheinbar *aufgehoben*“, was ja für Genthe den Grund für die Komik der makkaronischen Poesie darstellt. Gleichwohl will sich dieser Eindruck nicht einstellen. Eher ist mit ungläubigem Erstaunen einerseits und andererseits durchaus mit einem gewissen Unheimlichkeitsgefühl zu rechnen – mit jenem ‚Kann das Zufall sein‘, auf dem alle Verschwörungstheorien aufbauen. Dass sprachlich so weit auseinanderliegende Texte miteinander zu kommunizieren scheinen, und das auch noch entgegen der Zeit, also so, dass das im Leben nicht vorkommen kann – das ist für den Philologen unheimlich. Man mag an ein solches philologisches Pfingstwunder nicht glauben.

„Wir Philologen“

Nun habe ich aber im Laufe dieses Beitrags eine ganze Reihe von Situationen beschrieben, in denen Ungeheuerliches vorkommt: Die makkaronischen Dichter der frühen Neuzeit spielten mit der scheinbaren Aufhebung der Differenz zwischen Latein und ‚Muttersprache‘, wie Genthe sagt – und sie taten dies vielleicht, um sich so an den letztlich ungeheuerlichen Gedanken zu gewöhnen, auch diese Muttersprache könne ‚grammatica‘ sein. Genthe als nationalphilologisch beeinflusster Geschichtsschreiber der makkaronischen Poesie beschreibt dies als Unzusammenhang – und wehrt so den ungeheuerlichen Gedanken ab, die Nationalsprachen könnten selbst Ergebnis diskontinuierlicher Kulturpolitik sein. Damit schließt er die mehrsprachige Literatur im Grunde vom Zusammenhang mit dem Leben aus. Und heute versuchen wir Mehrsprachigkeitsphilologen, gerade in diesem Unzusammenhang den Bezug unseres Fachs zum Leben wiederzufinden. In jedem dieser Schritte ist das vormalig Ungeheuerliche nachgerade zum Fundament neuer Selbstverständlichkeiten geworden. Könnte es mit Tawadas Celan-Lektüre ähnlich sein?

Ich denke in der Tat, dass Tawadas Experiment für die Frage nach dem Verhältnis der Mehrsprachigkeitsphilologie zum Leben

sowie überhaupt für die philologische Relevanzproblematik von Bedeutung ist. Sie entwickelt wahrscheinlich nicht unbedingt ein Interpretationsverfahren, das für die Philologie wegweisend sein wird. Aber sie macht auf eine gewichtige Einschränkung aufmerksam, der die Philologie und mit ihr auch alle hier vorgestellten Ansätze zur Mehrsprachigkeitsphilologie unterliegen: Wir alle richten uns insofern ‚nach dem Leben‘ (oder nach einer Vorstellung von ‚Leben‘), als wir bestimmte seiner Realitäten für nicht hinterfragbar halten. Wenn Celan kein Japanisch konnte, so konnte er auch seinen Text nicht so verschlüsseln, dass zu seinem Verständnis die später entstandene japanische Übersetzung hilfreich sein kann.

Es gilt allerdings zu bedenken, dass Tawadas Lektüre, sofern sie sich auf Celans Text bezieht und keine weitergehenden Folgerungen aus ihrer Entdeckung ableitet, im Prinzip auch ohne den Umweg über die japanische Übersetzung auskommen könnte. Sie könnte schlicht verschweigen, auf welchem Wege etwa die Begriffe „Tor“ und „Stunde“ assoziiert worden sind – und gleichwohl dürfte die Interpretation gelingen. Denn letztlich überzeugt der Nachweis der semantischen Gemeinsamkeit zwischen diesen Wörtern auch im Deutschen – das ist ja gerade das ‚Wunder‘, von dem Tawada spricht. In gewisser Weise ist also die Interpretation der Gedichte im Licht ihrer japanischen Übersetzung nichts weiter als eine philologische Heuristik, ein methodischer Trick, der zu überzeugenden Ergebnissen führen kann, aber nicht muss. Natürlich geht man zu Recht davon aus, dass Celan selbst beim Verfassen seiner Gedichte keinesfalls an japanische Kanji gedacht hat. Aber warum sollte Tawadas Lektüre, zumindest in groben Zügen, nicht gültig sein, nur weil sie sich einer kontrafaktisch anmutenden Heuristik bedient?

Ich möchte vorschlagen, die Blickrichtung umzudrehen und zu fragen, inwiefern wir überhaupt zurecht davon ausgehen, dass Texte, Lektüren und Interpretationen, oder allgemeiner: Kommunikation und Kultur, an die Bedingungen der Natur, des ‚Lebens‘, gebunden sein sollten. Handelt es sich hierbei nicht selbst, wenn um nicht eine kontrafaktische, so doch zumindest um eine zu grob vereinfachende Annahme? Man muss nicht ausführlich darlegen, dass der Rückgriff auf ‚Leben‘ wie auf ‚Natur‘ dazu tendiert, kulturelle und soziale mit

biologischen Kategorien zu verwechseln oder zu verschmelzen. Dagegen ist grundsätzlich einzuwenden, dass sich Signifikanz, also die Nutzung von bedeutungsunterscheidenden Merkmalen – Existenzbedingung sozialer und kultureller Zusammenhänge! –, gerade nur in Abstraktion von biologischen, ja überhaupt von materiellen Gegebenheiten konstituieren kann.³³ Damit aber verkennt die Unterwerfung der philologischen Lektürepraxis unter Maßgaben der Natürlichkeit und des Lebens die operative Unabhängigkeit von Signifikanz und damit von Kultur. Signifikanz kann sich durchaus gegen die Zeit etablieren, ja dies geschieht ständig: Es gibt einen ‚Einfluss‘ Goethes auf Homer, weil wir Homer anders lesen, wenn wir den *Werther* kennen. Und es gibt einen potentiellen Einfluss der japanischen Kanji auf die deutsche Literatur, weil die deutsche Alphabetschrift und der deutsche Wortschatz immerhin mit ihnen gemeinsam haben, dass sie die Erzeugung von Signifikanz ermöglichen.

Sprachdifferenz kann also recht unabhängig von im Leben gegründeten Verbindungen im literarischen Text eine Rolle spielen. Sprachen, die Autoren nachweislich nicht ‚beherrscht‘ haben, können doch eine Rolle spielen für die Interpretation ihrer Texte – und sei es dadurch, dass sich in ihnen beispielsweise vormals die metrischen Formen etabliert haben, die sie benutzen. Dies sind vielleicht poststrukturalistische Binsenweisheiten, aber sie verdienen es wiederholt zu werden, denn mit Blick auf Sprachdifferenz argumentieren Philologen heutzutage teilweise erstaunlich naiv. Ein Großteil der Forschung widmet sich mehrsprachigen Autoren und untersucht, wie sich deren Mehrsprachigkeit auf die Texte auswirkt. Ein solches Vorgehen ist sicherlich nicht dazu angetan, das zu leisten, was Luhmann von einer wissenschaftlichen Methode verlangt: man wird selten auf überraschende Verbindungen stoßen.

Das heißt nicht, dass Philologie ganz unabhängig von jeder Berücksichtigung des Kontexts alles irgendwie lesen und beispielsweise die Mehrsprachigkeitsphilologie alle Texte auf den Einfluss unter-

³³ Siehe hierzu Till Dembeck, „Reading Ornament. Remarks on Philology and Culture“, in: *Orbis Litterarum* 68.5 (2013), S. 367–394, hier vor allem S. 372–377.

suchen sollte, den das Japanische auf sie genommen haben wird. Offenkundig braucht Philologie beides, sowohl die Öffnung auf die schiere Komplexität potentieller Signifikanz als auch Mechanismen, die dabei helfen, die Komplexität beschreibbar zu machen. Wenn Schleiermacher, wie Fohrmann hervorhebt, das Leben als letzten Bezugspunkt von Interpretation einsetzt und damit die schiere Komplexität des Daseins meint; wenn zugleich die Konstitution von Nationalphilologie diese Komplexität auf das Leben der Nation bzw., in ihren schwächeren Formen, auf das Leben der Sprache(n) einschränkt (und sei es auf das Leben der Sprachen im Kopf des Autors), so etabliert sich damit genau diese Doppelstruktur. Es muss aber nicht das Leben für die Komplexität der Signifikanz eintreten, und es muss auch nicht das Leben als Garant der Komplexitätsreduktion fungieren. Komplexität ergibt sich in mehr als ausreichendem Maße daraus, dass im Prinzip alles für alles bedeutsam sein kann. Und zur Komplexitätsreduktion gibt es in der Philologie ein traditionelles, ja, recht eigentlich fachkonstitutives Mittel: die durchgängige Rückbindung der Interpretation von Texten in deren quasi-objekthafte, und das heißt historisch singuläre Dimension.³⁴ Dabei ist mit ‚objekthafte‘ nur gemeint, dass Texte in irgendeiner Form vorliegen müssen, damit man auf sie zurückgreifen kann. Und als historisch singulär bezeichne ich gerade nicht die historische Determiniertheit der Texte, sondern ihre Fähigkeit, in einer historischen Situation gleichwohl singulär zu sein. Wenn man so argumentiert, zählt für die makkaronische Poesie gerade jener „Unzusammenhang“, in den sie sich zu den sie umgebenden kulturellen und sprachpolitischen Konflikten und Spannungen setzt; und Celans Zyklus „Sieben Rosen später“ zeichnet sich dann zwar nicht durch eine besondere Affinität zum Japanischen aus, aber doch dadurch, dass er sozusagen intrinsisch die scheinbare semantische Geschlossenheit der deutschen Sprache auf unbekannte Horizonte hin öffnet. Beide Befunde sollten nicht mit Blick auf das Leben für irrelevant

³⁴ Vgl. Peter Szondi, „Über philologische Erkenntnis“, in: ders., *Hölderlin-Studien. Mit einem Traktat über philologische Erkenntnis*, Frankfurt a. M.: Insel 1967, S. 9–30.

erklärt werden, wie es Genthe und „wir Philologen“ zu tun pflegen. Die historische Singularität der Texte ernstzunehmen bedeutet vielmehr, die Signifikanz dieses je spezifischen textuellen Umgangs mit Signifikanz abzuschätzen. Das geht am besten, wenn man das Leben aus seiner Doppelfunktion für die Philologie erlöst und an seine Stelle die eigenwillige Komplexität der Signifikanz einerseits und die historische Singularität der Texte andererseits einsetzt.

Sprache ist, weil sie zur quasi-objekthafte Dimension von Text gehört, in ihrer konkreten Ausprägung Gegenstand von Philologie. Es sollte also eigentlich selbstverständlich sein, dass Sprachdifferenzen Gegenstand der Philologie sind. Dass sie dies lange Zeit nicht gewesen sind und erst in den letzten Jahren wieder werden, liegt historisch betrachtet daran, dass die moderne Philologie oft ein nationalpolitisches Projekt war. Mehrsprachigkeitsphilologie sollte sich demgegenüber durch die durchgängige Berücksichtigung der Signifikanz von Sprachdifferenzen auszeichnen. Damit verwirft sie auch die Voraussetzung, dass ein Text normalerweise aus nur einer Sprache ‚gemacht‘ ist – und überhaupt dass die Zugehörigkeit zu Sprache(n) die Existenzbedingung des Textes ist. Insofern der Text als historisch singulär betrachtet wird, gilt vielmehr, dass alle Formen, die er sich gibt, letztlich von ihm gewählt werden. Jeder Text, der auf Deutsch geschrieben ist, wählt das Deutsche als eine Form der Selbstbeschränkung (im Sinne des englischen *constraint* bzw. des französischen *contrainte*), der er sich unterwirft. Sprachen im herkömmlichen Sinne, also standardisierte Nationalsprachen, sind in dieser Hinsicht dann aber funktional äquivalent zu anderen Selbstbeschränkungen. Und in dieser Hinsicht darf die Mehrsprachigkeitsphilologie Mehrsprachigkeit nicht länger als Gegebenheit von mehreren einzelnen Sprachen im Text auffassen, sondern als Gegebenheit unterschiedlicher Arten und Weisen einer solchen Selbstbeschränkung. In diesem Sinne muss sie als Sprachdifferenzen nicht nur Differenzen zwischen unterschiedlichen standardisierten Nationalsprachen ansehen, wie sie in vielen literarischen Texten eine Rolle spielen (etwa Deutsch und Französisch in Thomas Manns *Zauberberg*), sondern auch Differenzen zwischen unterschiedlichen Dialekten oder Sozio-

lekten (wie sie in Zaimoglus *Kanak Sprak* verarbeitet werden), zwischen unterschiedlichen historischen Sprachstufen (siehe das vierzehnte Kapitel von Joyce' *Ulysses*), die Differenz zwischen Prosa und Vers (etwa in Shakespeares Komödien, wo sie, wenn man so will, für eine soziolektale Differenz einsteht) oder die Differenz, die der Einsatz einer scheinbar ‚künstlichen‘ Selbstbeschränkungen, etwa durch ein Lipogramm, für einen Text machen kann (siehe Perecs *La Disparition*).³⁵

Konkret muss eine so orientierte Mehrsprachigkeitsphilologie, die sich dem Spannungsfeld von Signifikanz und historischer Singularität zuwendet, all diese unterschiedlichen Arten von Sprachdifferenz im Text zu erkennen und in ihrer Signifikanz abzuschätzen erlernen. Man muss dann beispielsweise für die Interpretation makkaronischer Poesie nicht nur von der Voraussetzung der Bestimmungsmacht einer Sprache absehen, sondern überhaupt offen sein für das Zusammenspiel von Mustern, die auf ganz unterschiedlichen Ebenen anzusiedeln sind. Und im Falle der Gedichte von Celan gilt es, noch in der scheinbaren Einsprachigkeit zu erspüren, wie sich alternative Formen von Sprachlichkeit, oder: Sprachigkeit,³⁶ etablieren. Der Umweg über das Japanische ist nur eine, zugegeben: etwas exzentrische, Art und Weise, dies herauszufinden – und überdies eine Methode, die wahrscheinlich höchst selten überzeugende Ergebnisse liefert. Letztlich bleibt es auch in diesem Falle dabei, dass die Philologie in

³⁵ Siehe vorläufig hierzu Till Dembeck, „Für eine Philologie der Mehrsprachigkeit. Zur Einführung“, in: ders. / Georg Mein (Hrsg.), *Philologie und Mehrsprachigkeit*, Heidelberg: Winter 2014, S. 9–38.

³⁶ Die „Sprachigkeit“ eines sprachlichen Elements oder einer sprachlichen Struktur ist, so eine Definition Robert Stockhammers, der Grad seiner oder ihrer Zugehörigkeit zu einer langue im Sinne Ferdinand de Saussures, also zu einer systemisch geschlossenen Spracheinheit mit Regeln, die es erlauben, Fehler zu erkennen. Susan Arndt / Dirk Naguschewski / Robert Stockhammer, „Einleitung. Die Unselbstverständlichkeit der Sprache“, in: dies. (Hrsg.), *Exophonie. Anders-Sprachigkeit (in) der Literatur*, Berlin: Kadmos 2007, S. 7–27; zuerst wurde der Terminus von Stockhammer in einem Vortrag im Jahr 2002 gebraucht.

der ihr eigenen Skepsis jedem Pflingstversprechen glauben und ihm zugleich immer eine Absage erteilen muss.